Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 16

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor: Möschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637189

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 16 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 22. April 1922

Drei Lieder von Walter Dietiker.

An den Frühling.

Du lächelst, holder Frühlingsgott:
Und neue grüne Saaten blinken!
Du weinst: und Blumen stehen da,
Die Tränen dir vom Aug' zu trinken!

Du lächelst wie das Licht, mein Kind:
Und Wunder wollen dir erscheinen!
Du weinst: und darfst dem Lenze gleich
Auf Blumen weinen! . .

Blumenmärchen.

Schreit' ich in die Morgenkühle,
Grüßen Blumen vor dem Tor:
Was ich singe, was ich fühle,
Sprießt als Blume dort empor.

Kehr' ich Wandrer abends wieder,
Blühn sie noch — doch ungesehn,
Und die Blumen sind wie Lieder,
Die nun leise schlafen gehn . . .

Echo.

Flimmern Sterne traumversunken
Durch das Dunkel einer Nacht,
Wandern Wolken sonnetrunken,
Märchen, die der Tag erdacht:
Alles glänzt aus Tiefen wieder,
Wasser atmen ihre Lieder —
Oder still und unbewußt
Singt sie eine Menschenbrust.

(Aus den soeben bei Francke, Bern, erschienenen „Liedern aus dem grünen Hause" des gleichen Verfassers.)

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

16

Die Bäume im Margarethenpark sahen schon recht müde aus, als Franz von seiner Schweizerreise zurückkehrte. So ein ausdauerndes, sommerlanges Grünsein greift an. Die Buchen begannen sich ganz leise nach dem Rotwerden zu sehnen, und die Tannen ließen hie und da eine Nadel fallen, aber ganz heimlich, als schämten sie sich voreinander.

Der alte Blumer hatte etwas ganz Festliches im Sinn gehegt, um die Heimkunft seines Sohnes zu feiern. Aber es hatte ihm nicht recht geraten wollen. Blumen, Kränze, glitzernde Sauberkeit, warme heimelige Wohnlichkeit... etwas derartiges ungefähr war bei ihm als eifriger Vorsatz und guter Wille obenauf gewesen. Aber es hatte ihm nicht recht von den Händen gehen wollen. Die Hände waren wohl zu alt. Und die Stundenfrau hatte auch nicht das rechte Herz und die rechten Finger. Es fiel alles so dünn und gemacht und dürftig aus, was sie zustande brachte, daß er den ganzen schlechten Zauber wieder auf die Seite wischte, nachdem sie gegangen war. Nein, er mußte die Wohnung lassen, wie sie war. Die Mutter sollte eben noch leben, seufzte er. Oder ein Mädchen müßte helfen, fügte er hinzu. Schließlich lief die ganze Festlichkeit auf die Tatsache hinaus, daß er ein glückliches und seliges Gesicht machte, als er seinem Franz wieder die Hände drücken durfte. Aber das war schließlich auch keine kleine Festlichkeit. Denn wenn fast fünf Monate vergangen sind, und auf einmal taucht der liebe, alte Kopf wieder vor einem auf, den man so viele Jahre lang kennt und mit jedem Jahre besser kennen gelernt hat — den man noch in der Erinnerung hat, wie er in der Kindheit gleichsam aus den Wolken heraus auf

die Erde kam, ein mächtiger Kopf, der, je nachdem, befahl oder scherzte und schmeichelte und der dann mit einem ging und mit jedem neuen Sommer um eine schwache Linie, um einen kleinen Schatten anders wurde und doch immer der gleiche war — dann bleibt man gerührt und seltsam betroffen stehen und findet das alte Antlitz heilig und köstlich, besonders wenn dann noch die Freude aus den Augen plaudert und aus jeder Runzel, aus jedem Fältchen kichert, daß alles noch viel heiliger und köstlicher wird. Franz fiel es auf einmal schwer aufs Herz, daß er seinen Vater noch nie gemalt hatte; aber er mußte wohl noch älter werden. Wie viel näher waren sie sich nicht jetzt als zur Zeit der Schulprüfungen. Wie nah würden sie sich in ein paar Jahren sein. Vielleicht mußte er selber erst noch Vater werden, um seinen Vater ganz zu erkennen. Und erst dann konnte er ihn malen.

„Lieber Vater," sagte er, „du bist noch ganz der gleiche." Ein etwas dürftiges Wort für eine große Freude, aber der Vater wußte es recht zu deuten.

„Du nicht ganz," sagte er, „ich glaube, du bist noch gewachsen, und braun bist du wie ein Italiener."

„Glaub's schon, ich bin nicht viel in den Stuben gesessen."

„Und trittst etwas allzu laut auf für eine Wohnung im zweiten Stock, denn schließlich sind unter uns auch noch Leute."

„Ach, ich bin Wiesen und Felsen gewohnt."

„Und redst auch etwas zu laut für vier enge Zimmerwände."

„Ja, ich war gar lang in großer Weite und bei Wasserfällen und im Sturm."

„Und hast gemalt?"

„Wie verrückt!"

„Und bist doch immer noch gesund?"

„Gesünder als vorher. Stärker, ausdauernder bin ich geworden, je mehr ich malte. Eigentlich ist's seltsam, aber schön ist's. Es ist gerade, als ob man Platz schaffe für Neues durchs Arbeiten. Je mehr man sich verbraucht, desto mehr hat man."

„Aber nicht im Staatsdienste," sagte der Alte nachdenklich. Aber dann sah er wieder seinen Sohn an, der so jung und stark vor ihm stand, und ließ die kleine Bitterkeit weggleiten.

„Du hast also viel gemalt?" fragte er.

„Will's glauben, einen ganzen Möbelwagen voll."

„Wo ist der Möbelwagen?"

„Da," sagte Franz lachend und zeigte auf eine Leinwandrolle. Der Alte guckte sie rundum an und blinzelte auch von oben herein, aber zu sehen war nichts. „Mach' sie auf," bat er.

„Du sollst die Bilder erst sehen, wenn sie auf die Keilrahmen gespannt, eingerahmt und in der Kunsthalle an den Wänden, wie es sich gehört, aufgehängt sind. Denn in einer Woche eröffne ich eine Ausstellung. Es ist schon alles geordnet und bestellt, und die ganze Geschichte soll gehen wie im Handumdrehen. Aber da du gar so neugierig bist, will ich dir inzwischen erzählen, was ich gemalt habe. Und die brauchst die Augen bloß zuzumachen, dann hast du die Bilder vor dir."

„Aber wenn meine Phantasie nicht groß genug ist?"

„Oh, ich will dir so viel erzählen, daß du gar keine Phantasie mehr brauchst."

„Und wenn ich finde, die Bilder seien nicht schön, nicht bedeutend?"

„Dann ist das deine Sache. Aber traurig wär's."

„Wenn ich aber finde, die Bilder seien wunderbar, und ich komm' dann in die Ausstellung und bin enttäuscht?"

„Weiß Gott, das wär' das Allerschlimmste, aber dann muß ich die Bilder eben nochmals malen."

„So erzähl' denn." Und der Alte saß ihm drei Stunden lang gegenüber und sagte kein Wort, lauschte nur und lauschte, schloß hie und da die Augen und wurde immer stolzer und reckte sich, als wachse er erst jetzt in sein rechtes Maß hinein. Denn wenn sein Sohn das alles gemalt hatte — die Birslandschaft, das Bernerhaus, das Schlößchen im Walde, das winzige Häuslein „Zum Glück der Armen", mit Blumen rundum, den Berg, der andächtig macht, den Sonnenaufgang in den Menschengesichtern auf sonntäglicher, hoher Alp, Freiburg, die schönste Stadt, den Genfersee als Erlöser, das heilige Bild zum heiligsten Schweizerspruche „Genähret vom ewigen Schnee", die auswandernden Tessiner — wenn er es gut gemalt hatte, dann hatte nicht mancher Vater einen Sohn wie er. Woher Franz das wohl haben mochte? Von der Mutter? Ja, von der Mutter her mußte es wohl stammen. Die Mutter war also doch noch nicht tot. Ganz andächtig wurde ihm zumut.

„Franz," sagte er feierlich, „wenn die zehn Bilder so schön und reich sind, so voll von Menschen und Häusern und Gedanken und Bergen und Wassern und allem, was so herrlich ist in der Schweiz, dann müssen es wahrhaftig sehr schöne Bilder sein."

Franz sah bei so großem Lobe aus wie ein verschämtes Mädchen. „Wie jung er noch ist," dachte der Vater.

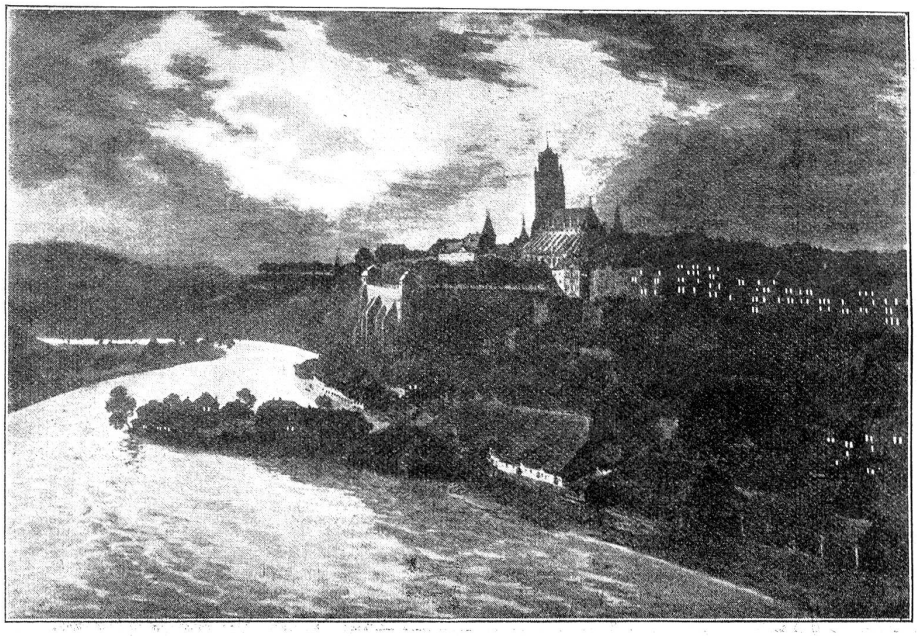
Als er eine Woche darauf langsam in die Kunsthalle pilgerte — er hätte nicht gedacht, daß er in seinen alten Jahren noch so neugierig, gespannt und aufgeregt sein konnte — fing sein Staunen erst recht an.

„Weißt du," sagte er zu Franz, „deine Bilder sind noch viel schöner, als ich sie mir vorgestellt habe. Hast du das wirklich gemalt?" Aber sein Sohn lächelte bloß. War denn das eigentlich der Rede wert?

* * *

Da hängen nun die zehn Zeit- und Weltzeugen auf der grauen Sackleinwand, sind ganz stumm und tot und reden doch viel mächtiger als mancher Lebendige zu jedem, der sie beschaut. Bloß daß der eine gröbere und der andere feinere Ohren hat und der Dritte gar keine. Und es kommen Leute, die dem Kunstverein angehören, jene, die fünfzig Rappen Eintritt bezahlt haben, und auch die mächtigen Herren von den Zeitungen, die nichts bezahlen und beinahe erwarten, daß man sie mit Wagen abhole, denn sie wissen, daß man froh ist, wenn sie sich zu einem Besuche herablassen. Manch gutes Wort wird gesagt, manch tiefes und schönes, aber auch manch dummes und oberflächliches. Es kommt vor, daß ein ernster Herr, dem man alle Gescheitheit der Erde zutraut, mit einer kurzen Aeußerung seine ganze Leere offenbart und ein kleines Kind dafür die

schönste Weisheit ausspricht. Aber das eine wie das andere verfliegt in der Luft, und die Bilder bleiben ganz dieselben, ob man sie lobt oder tadelt; sie ändern die Miene nur, wenn ein Sonnenschein aufs Oberlicht fällt oder eine Regenwolke drüber wegzieht. Je nachdem können sie etwas schwermütiger oder etwas lustiger sein, aber ihr eigentliches Wesen tut dabei nicht mit. Das ist von Franz Blumer ein für allemal geschaffen, wenn er beim Mischen der Farben nicht leichtsinnig gewesen ist oder wenn nicht ein Gelb oder ein Rot hinterher heimtükisch das garantierte Kleid wechselt.



S. N. König. Bern (Transparentenbild).

Immer stehen Menschen da und schauen und kritisieren. Und auf einmal ist auch ein Mädchen dabei, das brennendere Augen hat als alle andern. Es hat keine Begleiter, keinen Vater, keine Mutter, keine Brüder, keine Schwestern. Ganz allein geht es von Bild zu Bild. Und es steht am liebsten dort, wo niemand ist. Wenn ihm andere allzu nahe rücken, dann wendet es sich unwillig weg. Das Mädchen heißt Rösli, und morgen ist der Hochzeitstag. Von rechtswegen hätte sie gar keine Zeit zu diesem Kunsthallenbesuch haben dürfen. Was ist das für eine Braut, die am letzten Tage ihrer Mädchenschaft noch in einer Gemäldeausstellung herumsteht und an einen denkt, der nicht ihr Mann werden soll?

„Nummer 75?" wird gefragt.

„Ja, Landschaft bei Dornach. Die Ansicht hat etwas von Dornach und doch auch wieder nicht," sagte eine alte Dame.

Rösli lächelt. Oh, sie kennt ihren Franz. Was muß das nicht für ein sonniger und erleuchteter Morgen gewesen sein, als er diese Birsbrücke malte! Man sieht ihr die Freude an, die er erlebt hat, der sie vor vielen, vielen Jahren gebaut hat. Da spürt man erst, was eine Brücke ist: eine Ueberwindung der Gefahren und der Hemmnisse, ein Sprung über den Abgrund, ein sicherer Bogen, wo vorher nur ein gefährliches Durchwaten oder todesnahes Fährenfahren war. Nun ist's auf einmal ein ganz ruhiges und sicheres Gehen geworden; oder auch das Rollen eines Wagens, mit zehn Pferden, wenn man will. Was für eine Freude, daß es Brücken gibt. Und die Häuser! Rechte, weißgetünchte Dorfhäuser, an denen da und dort der Verputz abbröckelt; kleine Fenster, die durch einen Kopf ausgefüllt werden; niedere Türen, wo man sich bücken muß, wenn man heil durchkommen will. Das sind nicht nur farbige Steine, nicht nur Lichteffekte, das sind wahrhafte Menschenwohnungen. Aus dem Bilde riecht es nach Menschen. Die Schnecke ist mit ihrem Schneckenhaus, der Mensch mit seinem Menschenhaus verwachsen; hier spürt man's. Und dann das Schloß darüber. Was für ein märchenhaftes Schloß! Und doch nicht märchenhafter als die Schlösser, die da auf hunderten von Felsen stehen, auf jedem Felsen eines. Man meint, kaum ein Mensch habe auf diesen Spitzen und Zacken Platz, und auf einmal ist Raum genug für ein ganzes kononenschußsicheres Mauerwerk und einen himmelhohen Turm. Wieviele Schlösser! Man bringt es seiner Lebtag nicht fertig, alle ihre Namen auswendig zu lernen. Viel zu viele stehen da hinten rings um das Tal der Birs, als daß man sie alle im Gedächtnis behalten könnte. Gott sei Dank, daß endlich einer diese Schlösser gemalt hat, wenn es auch nur drei sind. Sie stehen so nahe beisammen, daß man spürt, wie in diesem Lande die Schlösser dicht wie ein Wald aus dem Boden wachsen. Und erst noch die Felsenfluh darüber! Was für eine steile, unglaubliche Steinwand. Aber warum unglaublich? Eine richtige verlockende Jurafluh ist's, wie es sie sonst in der Welt nirgends gibt, hier aber, wohin man schaut. Aufgebaut wie eine Bastion, steil aufspringend wie ein Schuß nach dem Zenit, in Kanzeln sich abstufend, damit die Heiligen predigen können, und mitten drin eine große Höhle. Eine Höhle muß immer dabei sein. Warum hätten sonst die Buben den Jura so gern? Seine abenteuerlichen Höhlen geben den Gedanken überreichliche Kost die ganze Knabenzeit hindurch. Hier im Birstal sehnt man sich nicht nach Prärien und Indianern. Man hat an diesen Höhlen übergenug. Geheimnisvoll sind sie wie uralte Bücher und vielversprechend wie ein Gotthardtunnel. Man muß auf dem Bauche hineinkriechen und Kerzen anzünden, damit man nicht irgendwo unversehens in einen tiefen Abgrund fällt. Und auf einmal löschen die Kerzen aus, und dann ist's eigentlich am allerschönsten, ganz schauervoll schön. Gerade weil ein Schrecken, eine Angst dabei ist, ist's so schön. Und man tastet sich weiter, — denk dir, wenn du plötzlich brunnentief hinunterstürztest — tastet und tastet, schlägt den Kopf an — gib acht, man kann den Schädel zerschmettern, wahrhaftig, es hat sich mal einer in solcher Höhle den Schädel zerschmettert! Doch heller wird's und heller, und auf einmal sieht man Dörfer und Kirchen unter sich und hört Hunde bellen und vor einem liegt die ganze Welt so weit, daß man kein Ende erblickt. Gott sei Dank, daß es Jurahöhlen gibt,

F. N. König. Leissigen (Transparentenbild).

sonst hätte Franz dieses Bild sicher nie malen können. Denn so klar und rein, und leuchtend ist alles, als sei man gerade aus einer Höhle herausgekommen. Wahrhaftig, man lebt in diesem Alltag wie in einer Höhle und weiß es nicht, bis es einem so ein Maler zeigt. Von jetzt an wird man eine Brücke, ein Haus, ein Schloß, eine Fluh ganz anders ansehen. Von jetzt an wird man wirklich wissen, wo man daheim ist.

Der Rösli Geiger ist's, als könne sie nicht ins Bündnerland. Lärchenwald mag schön sein, eine Alpenweide noch schöner, ewiger Schnee am allerschönsten. Aber dies hier ist ihre Heimat. In diesem Bilde hat Franz Blumer seine ganze Liebe, seine ganze Jugend, sein ganzes Wesen gegeben, darum ist es so ganz das Wesen der Landschaft geworden. Man wird nicht müde, dies Bild zu beschauen. Und wenn man bis dahin gleichgültig gewesen ist, so wird man jetzt andächtig. Wie reich ist nicht die Welt. Und das ist nun schon immer dagewesen, und keiner hat es gemalt, bis dieser Franz Blumer gekommen ist. — Und ich soll den Ingenieur Steiner heiraten? denkt Rösli. Wie ist es denn auch nur gekommen, daß wir uns verlobt haben? Nein, ich werde nie heiraten! Lieber ledig bleiben, sagt ein fester Wille. Und auf den Franz warten, sagen die innersten Herzensgedanken. (Fortsetzung folgt.)

Franz Niklaus Königs Transparenten-Kabinet.

Das Berner Kunstmuseum hat kürzlich aus seinem Kunstschatze Maler F. N. Königs Transparentenbilder zur Schau ausgestellt und damit dem Berner kunstliebenden Publikum eine große Freude bereitet. Man hatte einen der Oberlichtsäle verdunkelt und darin die Bilder an vier Rahmen, die zu einem von innen erleuchteten Kabinet zusammengestellt waren, aufgehängt. Der Besucher schritt rings um die Dunkelkammer herum an einigen Dutzend Schweizer Landschaften und Städteprospekten, Genre- und Trachtenbildern vorbei und bewunderte die geschickte Art, wie der Künstler durch Auftragen von mehr oder weniger Farbe auf durchscheinendes Papier seine Lichteffekte erzielte. Es waren da unter anderem Mondlandschaften von reizvollster Wirkung zu sehen, wir denken z. B. an den Prospekt der Stadt Bern, wo die Aarewellen wie flüssiges Silber schimmern und aus tausend Fenstern und Fensterchen nächtlicher Lampenschein leuchtet. Auf andern Gemälden bilden Ampeln oder Fakeln die Lichtquellen, die irgend eine nächtliche Szene beleuchten, wobei der Maler Licht und Schatten in Rembrandtscher Manier dicht nebeneinander stellt. Man ist in unserer komplizierten und übersättigten Zeit, da man den Begriff Kunst auf das Sublimste einschränkt, geneigt, solche Dinge als Künsteleien zu bezeichnen. Zuzugeben ist, daß Maler König in erster Linie Erwerbsmöglichkeiten im Auge hatte, als er seine Transparenten malte — als einem Vater von 19 Kindern darf man ihm das nicht verargen — und daß er selber über das große Lob, das ihm von Kunstkennern zuteil wurde, bas verwundert war. Aber ebenso sicher ist, daß an diesem Erfolg das in starkem Talent und in tüchtiger Schulung begründete Können den besten Anteil hatte. Das läßt sich leicht noch heute konstatieren. Königs Transparenten sind nicht nur geschickt gemacht, sondern es sind Werklein voll künstlerischer Empfindung, voll Stil und Eleganz, so daß sie noch heute mit Genuß beschaut werden können. Ihre Vorzeigung rechtfertigte sich durchaus, und man kann der Museumsleitung nur dankbar sein für die Mühe des Arrangements.

Die Veranstaltung weckte die Erinnerung an die Briefe, die der Maler von seinen verschiedentlichen Vorstellungsreisen in den Jahren 1816, 1819 bis 1820 und 1829 nach Hause geschrieben hat und die im „Berner Taschenbuch auf das Jahr 1882" vom Herausgeber Dr. Emil Blösch publiziert worden sind. Ihre Lektüre bildet eine angenehme Ergänzung und Erläuterung zu dem Geschauten. Obschon ganz familiär gehalten und die kleinen täglichen Erlebnisse registrierend, sind die Briefe kulturgeschichtlich sehr interessant, weil König, seine Bekanntschaften aus dem Atelier in Unterseen und Bern ausnützend, überall auf seinen Reisen in den vornehmsten Gesellschaftskreisen sich Eintritt und Beachtung zu verschaffen wußte.

Im Jahre 1816 bereiste F. N. König mit seinem Diaphanorama die Ostschweiz und Süddeutschland. In Zürich führte ihn David Heß, in Winterthur J. U. Hegener in die Gesellschaft ein. An letzterem Orte besuchte er mit Hegener „Madame Sulzer auf ihrer prächtigen Campagne, wohin wir in stolzen Equipagen fuhren." Der Reichtum der Winterthurer fiel schon damals einem Berner auf. Aber auch ihr Musikleben imponierte König, der musikalisch ziemlich gebildet war, wie man aus Briefäußerungen schließen kann. „Nach unserer Vorstellung habe ich diesen Abend der Konzertprobe beigewohnt. Tausend Sapperlot! was singen sie da anders als bei uns! ich war wie aus den Wolken gefallen; auch das Orchester war sehr gut, und was die Violinen anbetrifft, um 500 Prozent besser als die Unsrigen." So lesen wir im Winterthurerbrief vom 9. Januar 1816.

In St. Gallen erfreute sich König der ganz besonderen Aufmerksamkeit des dort allmächtigen Landammannes Müller-Friedberg, der ihn im „Erzähler" dem Publikum empfahl und ihm Einladungen in die ersten Kaufmannsfamilien verschaffte. „Uns geht es ganz herzig in dieser freundlichen Stadt, ihr müßt uns aber ein paar nagelneue Magen zu-